

## 1) Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

### I. Kapitel.

Der verschwommene blaugraue Ton der nackten Wände, die gelben, grob übermalten Kulte und Bänke, das grelle Tageslicht, das seitlich durch die vergitterten Fenster und oben herab von der Decke durch matte runde Glascheiben fiel, machten den Schwurgerichtssaal zu Versailles zu einem jener nüchternen Räume, in denen Amtshandlungen vorgenommen sein wollen. Weder Bau noch Einrichtung vermochten den Blick zu fesseln; überall dieselbe Stahlheit.

Es war an einem Frühlingstage, kurze Zeit vor Eröffnung der Sitzung. Eine gewaltige Menge füllte den Saal und nahm durch ihr Lärmen jeden Stempel von Feierlichkeit. Gerichtsboten, Kanzlisten, Rechtsanwälte im Talar eilten im Prätorium hin und her. Selbst diese Bevorzugten waren heute schon frühzeitig gekommen, sie wußten, daß ihnen in einem so Aufsehen erregenden Fall, wie der Prozeß Vermantes, die reservierten Plätze freitig gemacht zu werden pflegten, und deshalb versuchten sie, so gut es ging, sich unterzubringen. Auch die Tribüne, die sonst für die Angehörigen der Justizbeamten bestimmt war, hatten sie für sich genommen. So saßen sie nebeneinander dicht gedrängt auf den niedrigen Bänken und wischten sich bei der Treibhaus-temperatur im Saale immer wieder den Schweiß von der Stirn.

Als die Türen geöffnet wurden, stürzte die Menge, die auf der Straße geharrt hatte, in die für das Publikum bestimmten Logen, um sich lärmend Sitze zu sichern. Minutenlang dauerte das Getöse an: Schimpfen und Spöttereien, schwirrende Unterhaltung, erregter, sich ereifernder Stimmen, verhaltenes Lachen, das dann wie eine Salve hervorprudelte, Papierknittern und Scharren ungeduldiger Füße; das wilde Durcheinander in einem Theater, wenn die drei Schläge des Regisseurs sich ohne Grund verzögern. Tout Paris und tout Versailles hatten sich hier zusammengefunden, aber in seltsamer Auswahl; die verschiedensten Elemente waren, durch die eigentümlichsten Regungen veranlaßt, hergeströmt; die Neugier, Gerichtsverhandlungen beizuwohnen, ist geradezu eine Leidenschaft geworden.

Auf der anderen Seite des Saales, hinter der Zuschauerbank, saßen, eng aneinandergeschmiegt in starrer Unbeweglichkeit die drei Kinder des Angeklagten Lionel Vermantes. Die Herzensangst der letzten Monate hatte in die jungen Gesichter Falten gegraben, die Sorge hatte sie blaß gemacht, Zweifel und Schande ihnen einen gedemüthigten Ausdruck verliehen. Paul, der Jüngste, versuchte den Kopf hochzutragen; die beiden anderen waren nur bemüht, ihren Schmerz zu verbergen. Renée drückte manchmal die Hand ihres Bruders Roland, als ob sie ihn um Kraft bitten wollte. Der erhob seine zu Boden gewandten Blicke zu ihr und ein rührender Ausdruck von Bärtlichkeit und Milde lag in ihnen. Ihr Onkel, Herr Marney, hat die Kinder von den Zuschauern getrennt. Er hatte sein möglichstes getan, um die Kinder von dieser Gerichtsverhandlung fernzuhalten. Er hatte alles vorgebracht, Schicksalgründe, Renées zarte Gesundheit und als Hauptfache, daß ihre Gegenwart dem Vater die ihm so nötige Kraft nehmen könnte. Aber alle drei hatten geantwortet:

„Nein, nein, wir verlassen ihn nicht. Wir werden ihm Mut machen.“

So hatte er sich darin ergeben, die Kinder zu begleiten. Vollkommen taub, mit stark gerötetem Gesicht, brummiger Miene, den Kopf tief zwischen den Schultern, konnte er nur schlecht seine üble Laune verdecken. Er fühlte, wie er von jedermann angesehen wurde und daß man jetzt im Publikum fragte:

„Das ist der Schwager von Vermantes . . . der Mann seiner Schwester . . .?“

„Nein, der Mann der Schwester der Frau . . . Bureau-  
chef im Ministerium des Innern.“

Zweifellos war es Zufall, daß die Frau des Haupt-  
belastungszeugen, Frau d'Entraque, hinter ihm Platz ge-  
nommen hatte. Das schöne, ernste Gesicht wurde halb von

einem Schleier verdeckt, sie trug ein schwarzes Tüllkleid und einen schwarzen Hut. Aber trotz ihrer einfachen Toilette fiel sie auf.

Herr d'Entraque saß auf der Beugenbank. Trotzdem er mindestens zwanzig Jahre älter war als seine Frau, machte er in dem grauen Gehrod einen jugendlichen Eindruck. Er hatte offene Züge, eine große Nase, die kurzgeschorenen Haare waren grammelirt, der fast weiße Schnurrbart in die Höhe gestrichen. Es war die solide Erscheinung eines Sportmannes mit stolzer, abweisender Miene. Neben ihm saßen die beiden Messen des Getöteten, die Brüder Chambave. Ihre Blicke überflogen den Saal, und von Zeit zu Zeit neigten sie sich zu d'Entraque, um ihn nach Namen aus dem Publikum zu fragen. Eine alte Frau mit schwarzer Haube, die verfürten Blickes umherstarrte, trennte sie von Horace Charreire, einem sehr bedeutenden Schriftsteller, der schon seit seiner Kindheit mit Vermantes befreundet war. Er war heute hierher geeilt, um ihn durch sein Vertrauen und sein Ansehen eine Stütze zu sein.

Die folgenden Bänke waren von den anderen Zeugen besetzt, den Sachverständigen, Ärzten, Jagdausssehern, Buchhaltern, Polizeibeamten und Dienstboten: die gewöhnliche Mischung, wie man sie bei größeren Katastrophphen beisammen sieht.

Nest wurde auf der einen Seite des Saales die Tür geöffnet; der Hereintretende erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Es war Montjorat, der berühmte Interpret der Rollen des bekannten Dramatikers Lavenne. Im Theaterschritt ging er auf den berühmten Dichter zu, störte zwanzig Personen, um bis dorthin zu gelangen, und rief laut:

„Was, es ist kein Platz mehr zu haben? . . . Ganz wie bei Deinen Premieren, Lavenne.“

Aber schon war das Interesse nach der anderen Seite des Saales gelenkt: die Advokatin Frau Aurora Windelmatten trat herein. Mit der griechischen Friur unter dem Amtsbarrett sah sie reizend aus. Ihre Kollegen rückten eilig zusammen, um ihr Platz zu schaffen. Die Damen im Zuschauerraum reckten sich die Hälse nach ihr aus, man diskutierte laut und leise über sie, als plötzlich vollständige Stille eintrat: die Geschworenen traten ein und setzten sich auf ihre Plätze.

Einige waren Verjailler, die meisten gehörten anderen Gemeinden an. Mit Ausnahme von zweien erfüllten sie heute zum ersten Male ihr Amt. Sie saßen es mit großem Ernst auf, sie waren zugleich geehrt und beunruhigt über die Macht, mit der sie belehnt worden waren. Wenn sich auch ihr Ansehen in ihren eigenen Augen vergrößert hatte, erfüllte sie doch heimliche Furcht, und dieses Gefühl verlieh ihnen ganz verschiedenen Gesichtern einen allgemeinen Charakter; sie glichen Soldaten, welche dieselbe Uniform angelegt haben. Sie waren tatsächlich nicht mehr Privatleute, Kaufleute, Gutsbesitzer, Beamte oder Offiziere: nur einfache Menschen, die sich vorbereiteten, ein fürchtbares Amt auszuüben. Verschiedene Empfindungen, gleich notwendig zur Ausübung ihrer Pflichten, bewegten sie: Scharfblick und Blindheit, Sorglosigkeit und Routine, Genauigkeit und Leichtfertigkeit, Vorurteil und Geistesfreiheit.

Das Los hatte den Maler Mortara zum Obmann gewählt. Er hatte den ersten Platz neben dem Gerichtshof. Seine stattliche Gestalt war gerade aufgerichtet. Den feinen Kopf umrahmte frühzeitig ergrautes Haar und ein dünner, blonder Vadenbart. Er war ein starker, gerader Charakter und gewöhnt, mehr die Dinge als die Menschen zu beobachten. Nun wollte er seinen klaren Blick auf dieses ihm fremde Gebiet richten. Seine im Sehen geübten Augen suchten schon im Saale nach geeigneten Gesichtern, die ihm einen ersten Eindruck liefern könnten, und sie besteteten sich auf Renée und ihre beiden Brüder. Er erriet durch ihre schmerzliche Haltung, war sie waren. Er beobachtete sie einen Augenblick, dann neigte er sich seinem Nachbar zu und murmelte:

„Die Kinder sind da . . . das wahre Golgatha für sie.“  
Der Angeredete antwortete:

„Sie hätten lieber zu Hause bleiben sollen.“

Es war der Apotheker Condemine, der Erfinder der „königlichen blutreinigenden Pillen“, die ihm durch Hilfe gewaltiger Reklame ein Vermögen geschaffen hatten. Er war

## Richard Wagners Leben.

1813 — 22. Mai — 1913.

eine Hauptstütze öffentlicher Vereinigungen, ein guter Redner, einflussreiches Mitglied mehrerer politischer Komitees und wahrscheinlich Kandidat für die kommenden Wahlen. Als er im Publikum einen Nachbarn erkannte, der ihn ansah, nickte er diesem leicht zu, als ob er sagen wollte: „Sie sehen, ich bin da! Also nichts ist zu befürchten! Der Gerechtigkeit wird Genüge geschehen.“

Oft hatten sie über den geheimnisvollen Fall diskutiert und übereinstimmend ein abfälliges Urteil geäußert. Sie wollten das Verbrechen bestrafen und die Gesellschaft gerächt sehen.

Hinter dem Apotheker saßen nur, durch Doktor Buthier getrennt, zwei Landwirte. Der eine, Mouchebise aus Longvilliers, war groß, blond und verlegen. Sein Nachbar, Glary aus Argenteuil, vierschrötig, mit sonnenverbranntem Gesicht, spannte schon jetzt seine Geisteskräfte an, aus Furcht, ihm könnten nützliche Einzelheiten entgehen. Doktor Buthier, der seit einigen Jahren seine Praxis aufgegeben hatte, war ein sehr guter Arzt gewesen, der sich sowohl mit dem Körper als auch mit der Seele seiner Patienten zu beschäftigen pflegte. Er war ein Feind jeden Systems, ein Freigeist, der nie eine vorher gefasste Meinung hatte. Oberst Ollomont, der Letzte auf dieser Seite der Geschworenenbank, war ein Offizier vom alten Schlage, ein Gaudean, gebieterisch und impulsiv. Er sagte gern, daß man geradeaus sehen müsse, um einen richtigen Blick zu haben, und nichts war ihm verhaßter als Klugeleien.

Auf der anderen Seite der Geschworenenbank sah man zuerst ein unliebenswürdiges, dummes, eigensinniges Gesicht mit spärlichem Barthaar und schlechten Zähnen. Es war der Rentier Mijour, der, nachdem er sich als kleiner Kaufmann ein bescheidenes Vermögen zusammengespart, sich in Wiroflay angefiedelt hatte und den größten Teil seiner Zeit der Bestellung eines winzigen Gartens widmete. Seine geistige Nahrung bestand in der Lektüre von Lokalnachrichten und Gerichtsverhandlungen. Jedenfalls dadurch beeinflusst, fürchtete er beständig einen Einbruchsdiebstahl, ein Gedanke, der ihm, seitdem ihm seine Manichen gestohlen waren, zur fixen Idee geworden war. Sein Nachbar Kloesterli, von Geburt Elässer, wohnte in Pontoise. Durch seinen Uhrmacherberuf war er an andauerndes, fleißiges Sitzen gewöhnt. Er richtete sich auf seinem Platz hier wie auf seinem Arbeitsschemel ein und hing seinen Träumen nach, ohne sich darum zu kümmern, was um ihn herum vorging. Auf den beiden folgenden Plätzen saßen Herr Souzier, ein ehemaliger Notar, und der Papierhändler Conthey. Beide wohnten in Montfort-l'Amaury. Souzier interessierte sich dermaßen für den Fall Vermantes, daß er dem bekannten Journalisten Chausy anonyme Briefe mit Vermutungen zuschickte, und die Genußnahme hatte, sie mit der bekannten Signatur des Pamphletenschreibers wieder zu lesen. Wie oft hatte er mit Conthey, bei dem er seine Zeitungen kaufte, darüber diskutiert. Jetzt hatte der Zufall sie nebeneinander gesetzt, um in diesem Fall, in dem sie immer verschiedener Meinung gewesen waren, zu urteilen. Sie hatten dem Rufe mit ungleichen Gefühlen Folge geleistet; Souzier mit Vergnügen, es war eine interessante Abwechslung für ihn, Conthey mit Bedauern, weil es ihm Zeit kostete. Aber beide waren sehr anständige Menschen und nahmen sich vor, zu vergessen, wie sie bis jetzt das Verbrechen aufgefahst hatten.

„Wenigstens werden wir jetzt wissen, woran wir uns zu halten haben,“ meinte Souzier.

„Aber ich verliere drei Tage,“ seufzte Conthey.

Die beiden letzten Geschworenen waren ein ehemaliger Senator, jetziges Mitglied des Provinzialausschusses von Seine-et-Oise, Herr Durnant, und der andere, Herr Pillon, ein Rentier aus Poissy. Sie waren sich bis jetzt fremd gewesen, aber durch gemeinsame Freunde hatten sie bald Bekanntschaft gemacht. Trotz Bildung, Aufgeklärtheit, ja Klugheit, beurteilten sie Leute und Dinge mit leichtfertiger Unbefangenheit. Die Menschen flöhten ihnen Mißtrauen ein und hatten sie einen etwas verächtlichen Skeptizismus gelehrt. Als sie ihre Plätze einnahmen, entsponn sich folgende kurze Unterhaltung zwischen ihnen:

„Kannten Sie Vermantes?“

„Nein, und Sie?“

„Einmal bin ich ihm begegnet.“

„Na, und Ihr Eindruck?“

„Sympathisch, aber man irrt sich häufig!“

Das Erscheinen des Gerichtshofes wurde angekündigt, und alles erhob sich von den Plätzen.

(Fortsetzung folgt.)

Das abenteuerliche Leben Richard Wagners wirkt sich anders aus, wie das der übrigen großen Musiker. Seine Weise kommt nicht aus der Einsamkeit der grauen Zelle, aus der Dürftigkeit eines bürgerlich unscheinbaren Daseins, er will die Welt mit ihren Königen und Kapitalisten, ihren Künstlern und Krämern kommandieren, er will schwelgen in allen Genüssen der Erde, er will seine Kunst und noch mehr sich selber zur gebietenden Weltmacht erheben. So musiziert er denn immer auch an der sichtbarsten Stätte möglicher Geltung, auf dem Theater. Die trotz allen gigantischen Gährens inhaltsarme Faustouvertüre der Pariser Zeit, und der lärmend äußerliche Kaisermarsch, mit dem er 1871 dem Sieger über Frankreich huldigte, sind ebenso ein paar versprengte Ausnahmen einer nicht für das Theater bestimmten Musik, wie die paar Lieder, die er in der feisch bewegtesten und vertieftesten Zeit seines Lebens zu Texten der geliebten Mathilde Besendorf gesungen hat. Sonst keine Sinfonie, keine Kammermusik, keine Klavierfonate, also nichts auf dem Felde der Musik, die man in einem nicht genug zu erhöhenden Sinne reine Musik nennt.

Auch sein Leben ist Theater, Bühne, Virtuosenunruhe, nicht still, innerliche Kammermusik. Wagner ist in Leipzig geboren am 22. Mai 1813. Der Vater, ein Polizeibeamteter, stirbt bald nach der Geburt des Knaben, der Hausfreund der Familie, Ludwig Beyer, in dessen vielseitiger, unruhiger Geschäftigkeit — er ist Schauspieler, Dichter, Maler — die Wesenszüge des Stiefsohnes merkwürdig vorgebildet sind, freit die Witwe. Der phantastische Knabe, der in Dresden heranwächst, versucht sich früh an dichterischen Entwürfen, während die musikalischen Neigungen erst auffällig spät sich regen. Dann entscheidet er sich für die Musik als Lebensberuf. Der Zwanzigjährige wird als Choreinstudierer an das Stadttheater in Würzburg engagiert; er hat aber, wie es in dem Vertrag heißt, „nötigenfalls auch als Mitwirkender Sprechender oder stummer Rollen in Schauspielen, Tragödien und in mimischen Gruppen im Ballett, soweit erforderlich, sich nützlich zu machen.“ Nach pünktlicher Erfüllung dieser Pflichten werden ihm monatlich 10 Gulden zugesagt, im Falle von Ungehorsam und Unbotmäßigkeit darf die Direktion ihn strafen. Es wird sogar vorgeesehen, daß die Strafen das Einkommen Richards übersteigen und für diesen Fall werden zwei Bürgen verpflichtet, die Bußen an die Direktion zu entrichten. Dieser Würzburger Vertrag zeichnet schon all das soziale, durch die Ungebundenheit der Lebensführung zugleich betäubte und verhärtete künstlerische Bagabundenelend der folgenden Jahre. Er ist Kapellmeister in Magdeburg, schreibt die ersten Kompositionen, häuft Schulden und herabsieht sich an der Schauspielerin Minna Planer, die in Königsberg mit ihm eine bürgerliche Ehe ohne jede bürgerliche Existenz eingeht. Diese Jugendheide wird jeden Tag aufs neue in Scherben geschlagen und immer wieder gelittet. Er sucht unablässig nach dem erlösenden Weib, das er abwechselnd in seinen Phantasieschöpfungen sich erfundet und in der Wirklichkeit des Lebens sich aufspürt, sie dagegen sucht nach dem erlösenden Mann, nach einem von Schulden, Unsicherheit des Daseins, Anruhen erlösen braven Familienvater, figuriert Kapellmeister und fleißigen und erfolgreichen Opernfabrikanten. In diesen Jahren ist Richard Wagner immer wie auf der Flucht. Königsberg endet mit dem Bankrott, in Riga bedrohen ihn seine Gläubiger mit der Schuldbank. Das Ehepaar flieht zur See nach London, wo es mittellos eintrifft, er mit dem seelischen Gepäck der Sturmliedern beladen, die hernach im „Fliegenden Holländer“ Gestalt gewinnen. Seit dem Herbst 1839 lebt Wagner in Paris, hungernd, niederster Brotarbeit hingegeben, bis in den Schuldturm gehetzt; doch entfliehen in diesen harten Nöten „Nienzi“ und „Holländer“, keimen „Tannhäuser“ und „Lohengrin“. Der Name Richard Wagner beginnt zu klingen. Er findet Freunde, Werber, 1842 endigt die Pariser Not, er wird Kapellmeister am Dresdener Hoftheater, wo er alsbald mit dem „Nienzi“ rauschenden Erfolg erwirkt. Dagegen bleibt der „Fliegende Holländer“ unverständlich. Seine stürmische Begehrlichkeit findet in der dünnen Hofluft und in dem dürren Beruf eines Musikbeamtentums keine Befriedigung. Seine verhaltene Leidenschaft rast sich im „Tannhäuser“ aus. Zugleich sorgt er selbst dafür, daß er niemals aus wirtschaftlichen Bedrängnissen herauskommt, so sehr sich immer wieder die männlichen und weiblichen Helfer drängen, ihn zu erlösen.

Die Kunst ist für Richard Wagner durchaus nicht Ersatz des Lebens. Großes Erleben auf dem Theater — gewiß! Aber wichtiger dünkt ihm das große Theater im Erleben. So wird ihm die Revolution zum allerpersönlichsten Bedürfnis.

Seitdem Richard Wagner für die Fürsten und Millionäre musizierte, ließ er seine Teilnahme an der Revolution immer mehr zusammenschrumpfen. Schließlich blieb nicht viel mehr übrig, als eine harmlos gefährliche Spielerei, aus unbefriedigtem Kunstdrang und für rein künstlerische Zwecke. Immerhin war nicht wegzuleugnen, daß er wegen Teilnahme an dem Dresdener Maiausschlag von 1849 stechbrieflich verfolgt wurde, und daß er viele Jahre hindurch als Flüchtling im Auslande leben mußte, auch die Tatsache war unilgbar, daß der Dresdener Hof sich allen Bemühungen seiner Freunde hartnäckig widersetzte, den Hochverräter zu begnadigen.

Da Bayreuth bis zur Stunde sorgsam die Zeugnisse der revolutionären Betätigung Richard Wagners zurückbehält oder zurecht-

stugt, fehlt es bisher an zwingenden Beweisen, daß Richard Wagner sich an den Barrikadenkämpfen persönlich beteiligt hat. Wir wissen aber, daß ein Brief Wagners an seinen Freund August Rödel das Beweisstück wurde, das diesen im Zuchthaus begrub. Rödel war nach Auflösung der sächsischen Kammer, auf den Rat Vakunins, nach Prag gegangen, weil er wegen seiner politischen Tätigkeit verhaftet zu werden fürchtete. Am 8. Mai aber schrieb ihm Wagner aus Dresden, er möge schleunigst zurückkehren, da ihm augenblicklich keine Gefahr drohe, vielmehr zu befürchten stehe, daß die Aufregung in Dresden zu einem vorzeitigen Konflikt führen könne. „Diese letzten Worte,“ schreibt August Rödel in seinem 1865 erschienenen Buche „Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim, lediglich die Besorgnis vor einer vereinzelt und darum leicht niedergeworfenen Erhebung ausdrückend, mußten in Ermangelung aller und jeder Unterlage den dienstbeflissenen Gerichten die Stelle eines Beweisstückes für das Vorhandensein einer weitverzweigten Verschwörung zur Vertreibung aller Fürsten und Republikanisierung Deutschlands ersetzen.“ Eine solche Verschwörung bewies der Brief Richard Wagners freilich nicht und konnte sie auch nicht beweisen, da sie nicht existierte. Wohl aber beweist der Brief die revolutionäre Teilnahme und die unmittelbare revolutionäre Agitation Richard Wagners, die überdies durch seine revolutionären Gedichte und Zeitungsartikel unwiderleglich bekräftigt wird. Wagner war damals kein Jüngling mehr; mit 36 Jahren war er sich seines Willens bewußt. Hebt man zu seiner Entlastung gewisse Aeußerungen gegen politische Bestrebungen hervor, so ist das ein Gaukelspiel, denn Wagner wandte sich damals gegen die bloße formalpolitische Propaganda, weil er bereits zur sozialistischen Betrachtung politischer Fragen vorgedrungen war. Wagner soll gar — und das führt man als Beweis für seine politische Harmlosigkeit an — für die Revolution und zugleich für die Monarchie eingetreten sein; aber diese Behauptung fällt den überschwänglich revolutionären Artikel, den Wagner damals gerade gegen den bürgerlichen Lieblingsgedanken einer Monarchie auf breiter demokratischer Grundlage trieb, indem er die völlige V e s e i t i g u n g der Monarchie forderte und den König aufforderte, selbst die Krone niederzulegen, wofür ihm dann die erbliche Präsidentschaft der Republik (ohne alle monarchischen oder konstitutionellen Rechte) huldreich, aber ein wenig frech für einen königlichen Kapellmeister, angeboten wurde. Freilich hat Wagner in seinen Lebenserinnerungen, die er Ende der sechziger Jahre seiner Gefährtin Cosima diktierte, all diese zahlreichen und unabweisenden Bekennnisse revolutionärer, sozialistischer, republikanischer und atheisistischer Gesinnung verwirrt und verunkelt, indem er die vor ihm liegenden Aufsätze jener Zeit, in Wortlaut und Sinn überlindete.

Schon im Mai 1848 hatte Wagner den Wiener Revolutionären einen zwar holprigen aber gesinnungsstarken Gruß aus Sachsen gedichtet. Sozialistisch ist das aus derselben Zeit stammende Gedicht Die Not:

Sie haben Kapital und Renten  
und lieben sehr den Staat,  
darin sie leben von Prozenten  
und ernten ohne Saat;  
sie treiben Kunst' und Wissenschaften,  
vergnügen sich am Tugendhaften,  
und leben bis zum Tod,  
ohn dich zu kennen, Not! . . .

Doch Notzucht treiben sie am Leibe  
der lebenden Natur,  
Notzucht am Mann,  
Notzucht am Weibe,  
an Berg und Tal und Flur,  
Notzucht an Gott, von dem sie lehren,  
der Armen Leid könnt' er nicht wehren, —  
denn wie's nun sei, wär's gut,  
d'rum ziehm' uns sanfter Mut.

Und die Schlußstrophe:

Dem über allen Träumerstätten  
blüht auf des Lebens Glück:  
es blieb die Menschheit, frei von Ketten,  
und die Natur zurück.  
Natur und Mensch — ein Element!  
Vernichtet ist, was je sie trennt!  
Der Freiheit Morgenrot —  
entzündet hat's — die Not!

In den Schriften und Briefen der ersten Glücklingsjahre steigert sich noch diese revolutionäre Gesinnung. Die programmatische Schrift „Die Kunst und die Revolution“ ist eine sozialistische Utopie, die in der Revolutionierung der Kunst die Revolutionierung des Lebens vollziehen will. „Die Tragödien werden die Feste der Menschheit sein: in ihnen wird, losgelöst von jeder Konvention und Etikette, der freie, starke und schöne Mensch die Wonnen und Schmerzen seiner Liebe feiern, würdig und erhaben das große Liebesopfer seines Todes vollziehen.“ Nichts von Christentum: „Mit unserer Kunst hat es bisher solch eine . . . wahnsinnige Verwandnis gehabt; in Wahrheit konnte das christliche Kunstideal sich nur als fixe Idee, als Gebilde eines Fieberparoxismus kundgeben, weil es . . . außerhalb der menschlichen Natur Ziel und Zweck hernehmen und daher seine Verneinung, sein Ende in der Natur finden mußte. Die

menschenliche Kunst der Zukunft wird, in dem ewig frisch und kräftig grünenden Boden der Natur fest wurzeln, von da aus zu den ungeahntesten Höhen sich erheben.“

Ja, Wagners Kampf gegen alles Bestehende erhitte sich ins Mißliktische. Noch im Jahre 1850 hält er, wie aus einem unlängst veröffentlichten Briefe hervorgeht, die soziale Weltrevolution für unausweichlich und bevorstehend; und in vollem Ernst redet er von der reinigenden Katastrophe, „wenn das ungeheure Paris in Schutt gebrannt ist, wenn der Brand von Stadt zu Stadt hinzieht, wir selbst endlich in wilder Begeisterung diese unausmiftbaren Kugelschälle anzünden, um gesunde Luft zu gewinnen?“

Wagner gelang es, den Häschern, dem Zuchthause oder dem Standrecht zu entgehen. Er tauchte plötzlich in Weimar bei Freund Liszt auf, der ihn mit einem falschen Paß in die Schweiz half. Liszt führt in Weimar auch bald zuerst den „Lohengrin“ auf, der schon 1848 in Dresden vollendet war. In der Schweiz bleibt Richard Wagner das nächste Jahrzehnt. Seine musikreformatorische Wirksamkeit beginnt, die „Nibelungen“ reifen. In der „Verzweigungswut“ der wachsenden wirtschaftlichen Bedrängnis komponiert er „Rheingold“, den tönenden Fluch des Goldes. Als er nach einer gescheiterten Londoner Konzertreise in seiner Misere zu versinken droht, rettet ihn das reiche Ehepaar Wesendonk. Der Mann gewährt ihm für Lebenszeit das immer erwähnte Haus im Grünen. Mit Rathilde Wesendonk aber verbindet ihn jene tiefste und reinste Leidenschaft seines Lebens, die ihn zwar aus dem Schweizer Asyl vertreibt, ihn aber in Venedig seine Unsterblichkeit finden läßt: „Tristan und Isolde“.

Frau Minna Wagner hatte die Beziehungen ihres Gatten dem Manne Rathildens grob denunziert und dadurch das bewegte und beehrte Stilleben dieser Zeit zerstört. Wieder wandert — seit 1859 — Wagner ruhelos, von Gläubigern gehegt, von willigen Freunden gesichert. Er findet in Viebrich Zuflucht, schließlich in Wien; hier aber ereilt ihn das Verhängnis. Alle Freundeshilfe erschöpft sich vergebens, Wagner rinnt das Gold unaufhaltsam durch die lebensbegehrlichen Hände. Im Frühjahr 1864 droht ihm Schuldhaft, er flieht von Wien, erscheint in Stuttgart und denkt daran, sich irgendwo in der Raubens Asch zu vergraben. Aber hinter dem Flüchtigen reißt der Sendbote Ludwigs II. von Bayern, der kaum zur Regierung gelangt, seine junge Macht zu nichts anderem nützen will, als Wagners Dasein und Werk zu sichern.

Wagner wird nach München gebracht, zwischen ihm und dem König entfaltet sich jener überschwengliche Liebessturm, dessen höchste Urkunden im Münchener Hausarchiv streng bewahrt werden. Wagner ist aus allen Nöten. Er erhält — der Spott nennt ihn den Konzertflügeladjutanten Ludwigs — für Lebenszeit 4000, dann 8000 Gulden, ein süßes Haus, Geschenke aller Art, Förderung aller seiner Kunstpläne. Schon sieht er auf den Harthöhen das Festspielhaus erwachsen. Aber über den mächtigen Günstling, der den König auch politisch zu beherrichen droht, und der sich den Lodungen der Klerikalen verweigert, skandalisiert immer lauter das empörte München. Auch Lassalle erscheint in diesen Zeiten auf seinem letzten verstorbenen Todesgange, um durch Wagners Vermittlung beim König Hilfe in seinem Liebeshandel zu erreichen. Das Münchner Glück rollt jäh abwärts. Daß Wagner die Frau des Freundes Hans v. Bülow, die Tochter Liszts, Cosima, sich gesellt, erregt die „Sittlichen“, und was wirksamer, reizt die Eifersucht des Königs, den man obendrein mit dem Ausbruch einer Revolution einschüchtern. Der König läßt Wagner fallen, der am 10. Dezember 1865 München verläßt. Mit Frau Cosima richtet er sich in Triebtschen bei Luzern ein Asyl frohen Schaffens; hier wird die Heiterkeit der Meisterfinger gestaltet. Nach dem Tode seiner Frau (1866) und der Scheidung Cosimas von Bülow findet er in der Ehe mit der hochbegabten und verständnisvollen Frau endlich den Lebensfrieden.

Das letzte Jahrzehnt seines Daseins gehört Bayreuth. Seine Reformphantasten gewinnen im Festspielhaus eine Art von Verwirklichung, und im „Parsifal“ will Wagner das letzte heilige Wort seiner künstlerischen Greisenandacht der Welt künden. Bayreuth wird zum Wallfahrtsort, und als Wagner am 13. Februar 1883 zu Venedig im Palazzo Vendramin am Canale Grande stirbt, scheint der kleine Kapellmeister aus Leipzig, der stebrieslich verfolgte Hochverräter, der ausgepiffene und verhöhnte Zukunftsmusiker, der lieberliche Schuldenmacher ein Weltheiligtum, vor dem alles in Ehrfurcht erschauert.

Kurt Eisner.

## Die unendliche Kraft der Vereinigung.

(Ein Aufsatz Richard Wagners von 1849\*).

Im Jahre 1848 hat der Kampf des Menschen gegen die bestehende Gesellschaft begonnen. Nicht verirren darf es uns, daß

\*) Wagner veröffentlichte diesen Aufsatz im April 1849 — also kurz vor dem Ausbruch des Maiaufstandes in Dresden — anonym in den Dresdener „Volkblätter“. Unsere Ueberschrift hebt den Kerngedanken des Aufsatzes heraus. Wagner wählte den Titel: „Der Mensch und die bestehende Gesellschaft“.

dieser Kampf bis jetzt in den meisten Ländern noch nicht offen gutage tritt, daß namentlich die beiden größten deutschen Staaten uns bis jetzt äußerlich nur das alte Schauspiel eines Kampfes der verschiedenen Teile der Gesellschaft um die Oberherrschafft darbieten. Diese letzten Kämpfe der Adelsvorrechte in Preußen und Oesterreich, dies letzte Auffahren der unbeschränkten Fürstenmacht, nur gestützt auf eine rohe Gewalt, die vor dem Lichte der Aufklärung täglich mehr dahinschmilzt, sie sind nichts weiter denn die Todeszudungen eines Körpers, dem der Geist, das Leben bereits entschwinden, sie sind nichts weiter denn die letzten Nebeldünste der Nacht, welche die aufgehende Sonne vor sich herreibt. Nicht dem im Todeskampfe bewußtlos um sich schlagenden Leichnam, nicht jenem Ueberreste der Finsternis gilt der Kampf unserer Zeit, ob auch der Schwadnerwige vor dem Loben des Ersteren erschrickt, ob auch das Auge des Blödsichtigen die dichtgeballten Rebel nicht zu durchdringen vermag; wir wissen, daß der heftigste Krampf — der Todeskampf ist, wir wissen, daß, wenn am schwersten die Morgennebel sich auf uns herabsinken, ein um so hellerer Tag folgt.

Der Kampf des Menschen gegen die bestehende Gesellschaft hat begonnen. . . . Wir leben in ihm, wir haben ihn durchzulämpfen. Vergebens wollten wir versuchen, ihm auszuweichen, uns zu flüchten, um den Strom an uns vorüberzulaufen, uns zu ergreifen und dennoch, möge unser Zufluchtsort noch so gesichert sein, und wir alle, der Fürst in seinem Palaste, wie der Arme in seiner Hütte, wir alle müssen mitstreiten in diesem großen Kampfe, denn wir alle sind Menschen und unterliegen dem Gebote der Zeit.

Unwürdig wäre es des vernunftbegabten Menschen, sich gleich dem Tiere ta- und willenlos den Wellen zu überlassen. Seine Aufgabe, seine Pflicht erheischt, daß er mit Bewußtsein vollbringe, was die Zeit von ihm fordert. Unser aller ernstliches Bestreben als denkende Menschen muß daher sein: dies Bewußtsein, diese Erkenntnis dessen, was wir zu tun haben, zu erlangen, und wir eringen es, wenn wir uns bemühen, den Grund, die Ursache, und somit auch die wahre Bedeutung der Bewegung, in welcher wir leben, zu erforschen.

Wir haben gesagt: der Kampf des Menschen gegen die bestehende Gesellschaft hat begonnen. Dies ist nur dann wahr, wenn es erwiesen ist, daß unsere bestehende Gesellschaft gegen den Menschen ankämpft, daß die Ordnung der bestehenden Gesellschaft der Bestimmung, dem Rechte des Menschen feindlich gegenübertritt. Ob und inwiefern dies der Fall ist, werden wir erkennen, wenn wir den Menschen, seine Bestimmung, sein Recht der bestehenden Gesellschaft gegenüberhalten und prüfen, wie weit sie geeignet ist, den Menschen seiner Bestimmung entgegenzuführen, ihm sein Recht zu gewähren.

Des Menschen Bestimmung ist: durch die immer höhere Verbollkommnung seiner geistigen, sittlichen und körperlichen Fähigkeiten zu immer höherem, reinerem Glücke zu gelangen.

Des Menschen Recht ist: durch die immer höhere Verbollkommnung seiner geistigen, sittlichen und körperlichen Fähigkeiten zum Genuße eines stets wachsenden, reineren Glüdes zu gelangen.

Somit entspringt der Bestimmung des Menschen das Recht des Menschen, Bestimmung und Recht sind Eines, und das Recht des Menschen ist einfach: seine Bestimmung zu erreichen.

Forschen wir nun nach der Kraft, mit welcher der Mensch ausgerüstet ist, um sein Recht zu wahren, seine Bestimmung zu erreichen, so finden wir bald, daß ihm diese Kraft vollkommen mangelt. Wo ist die Kraft des Menschen, sich aus sich selbst geistig, sittlich und körperlich zu verbollkommen? Wo ist die Kraft des Menschen, sich selbst zu lehren, was er doch nicht weiß? Wo ist die Kraft des Menschen, das Gute und Böse zu erkennen, das Gute zu üben, das Böse zu meiden, da er doch aus sich selbst nicht weiß, was gut oder böse? Wie soll endlich der Mensch aus sich selbst größere Körperkraft schöpfen, als er besitzt? — Wir sehen, daß der Mensch an sich vollkommen unfähig ist, seine Bestimmung zu erreichen, daß er in sich keine Kraft hat, den in ihm wohnenden Stein, welcher ihn von dem Tiere unterscheidet, zu entkalten. Jene Kraft jedoch, welche wir bei dem Menschen vermessen, wir finden sie in endloser Fülle in der Gesamtheit der Menschen. Was Allen, solange sie vereinzelt sind, ewig versagt bleibt, sie erreichen es, sobald sie zusammentreten. In der Vereinigung der Menschen finden wir die Kraft, welche wir bei den Einzelnen vergebens suchen. Während der Geist des Vereinzelteten ewig in tiefster Nacht begraben bleibt, wird er in der Vereinigung der Menschen erweckt, angeregt und zu immer reicherer Kraft entkaltet. Während der Vereinzeltete ohne Sittlichkeit ist, weil er weder das Gute noch das Böse zu erkennen vermag, entspringt der Vereinigung der Menschen die Sittlichkeit; sie lernen in dem, was schadet, das Böse, in dem, was nützt, das Gute erkennen, und ihre Sittlichkeit wächst, mit je klarerem Erkenntnis sie das Böse meiden, das Gute üben. Während die Kraft, die Geschicklichkeit des Vereinzelteten, stets gleich in ihrer Schwäche bleibt, weil seine Bedürfnisse stets dieselben sind, steigert sich in der Vereinigung der Menschen ihre Kraft ins Unendliche mit ihren Bedürfnissen. Je ausgedehnter, je inniger die Vereinigung, um so reicher entkaltet sich der Geist, um so reiner wird die Sittlichkeit, um so mannigfacher werden die Bedürfnisse, und wächst mit ihnen die Kraft der Menschen, sie zu befriedigen.

Somit erkennen wir, daß nur in der Vereinigung die Menschen jene Kraft finden, welche sie ihrer Bestimmung entgegenzuführen vermag; nur allein da aber, wo die Kraft dazu liegt, kann auch die Bestimmung sein, und darum sagen wir jetzt richtiger:

Es ist die Bestimmung der Menschheit, durch die immer höhere Verbollkommnung ihrer geistigen, sittlichen und körperlichen Kräfte zu immer höherem, reinerem Glücke zu gelangen.

Der einzelne Mensch ist nur ein Teil des Ganzen; vereinzelt für sich ist er nichts, nur allein als Teil des Ganzen findet er seine Bestimmung, sein Recht, sein Glück.

Die Vereinigung der Menschen nennen wir: die Gesellschaft. Wir sehen, daß die Gesellschaft nicht etwas Zufälliges, Willkürliches, Freiwilliges ist, wir sehen, daß ohne die Gesellschaft der Mensch kein Mensch mehr ist, sich nicht mehr von dem Tiere unterscheiden würde; wir sehen somit, daß die Gesellschaft die notwendige Bedingung unseres Menschentums ist.

Die Menschen sind daher nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, an die Gesellschaft die Anforderung zu stellen: Sie durch Verbollkommnung ihrer geistigen, sittlichen und körperlichen Fähigkeiten zu immer höherem, reinerem Glücke zu führen.

Wie erfüllt nun unsere bestehende Gesellschaft diese ihre Aufgabe?

Dem Zufall überläßt sie die geistige Verbollkommnung einzelner ihrer Glieder, während sie den größeren Teil derselben gewaltsam von einer höheren Entwicklung zurückhält; dem Zufall überläßt sie es, ob einzelne sich sittlich bereichern, während sie überall das Laster, das Verbrechen erregt und schützt. Dem Zufall überläßt sie die Ausbildung, das Wachstum unserer körperlichen Kräfte, während ihr Streben nur dahin gerichtet ist, unsere Bedürfnisse zu beschränken, also unsere Fähigkeit, sie zu befriedigen, zu verringern. Dem Zufall überläßt unsere bestehende Gesellschaft alles: unseren geistigen, sittlichen und körperlichen Fortschritt; der Zufall entscheidet, ob wir uns unserer Bestimmung nähern, ob wir unser Recht erlangen, ob wir glücklich werden.

Unsere bestehende Gesellschaft ist ohne Erkenntnis, ohne Bewußtsein ihrer Aufgabe; sie erfüllt sie nicht.

Der Kampf des Menschen gegen die bestehende Gesellschaft hat begonnen. Dieser Kampf, er ist der heiligste, der erhabenste, der je gekämpft wurde, denn er ist der Kampf des Bewußtseins gegen den Zufall, des Geistes gegen die Geistlosigkeit, der Sittlichkeit gegen das Böse, der Kraft gegen die Schwäche: Es ist der Kampf um unsere Bestimmung, unser Recht, unser Glück.

Das Bestehende, es hat große Gewalt über den Menschen. Unsere bestehende Gesellschaft hat eine furchtbare Macht über uns, denn sie hat absichtlich das Wachstum unserer Kraft gehemmt. Die Kraft zu diesem heiligen Kampfe kann uns nur erwachsen aus der Erkenntnis der Verworfenheit unserer Gesellschaft. Wenn wir klar erkannt haben, wie unsere bestehende Gesellschaft ihrer Aufgabe widerspricht, wie sie gewaltsam und oft vorsätzlich uns abhält, unsere Bestimmung, unser Recht, unser Glück zu erlangen, dann haben wir auch die Kraft gewonnen, sie zu bekämpfen, sie zu besiegen.

Unsere erste, wichtigste Aufgabe ist es daher: das Wesen und das Wirken unserer bestehenden Gesellschaft nach allen Seiten hin zu prüfen und immer klarer zu erfassen; ist sie einmal erkannt, dann ist sie auch gerichtet!

## Kleines feuilleton.

### Völkerrunde.

Ein rothhäutiges Zwergvolk. In einem Vortrage, den Kapitän Cecil Rawling in London hielt, erzählte er mancherlei von einem neuentdeckten Zwergstamm, der im Inneren von Neu-Guinea lebt. Nachdem der englische Teil dieser großen Insel unter australische Verwaltung gekommen war, rüstete man eine Expedition aus, die dieses Gebiet und seine Eingeborenen studieren sollte. Man fuhr zunächst in die Mündung eines Flusses ein, den die Insulaner Mimika nennen. Dann drangen die Entdecker weiter in das Innere vor, und bald waren sie so glücklich, einige Zwerge zu fangen, die zu dem bisher unbekanntem Stamme der Tapiro gehörten. Die kleinen Wesen waren anfangs überaus ängstlich, aber mit der Zeit gelang es, sie durch freundliche Behandlung vollkommen zu beruhigen. Die Forscher suchten sogar später das Zwergendorf selbst auf, das Wambirimi heißt und mitten in den Bergen liegt. Die Frauen und Kinder hatten es nicht gewagt, den Anblick der Weißen zu ertragen, sondern sie ergriffen beim Nahen der Expedition eilig die Flucht. Dagegen brachten die Männer, etwa sechzig an der Zahl, soviel Mut auf, daß sie die fremden Gäste persönlich empfingen. Es handelt sich um Menschen auf der allerniedrigsten Kulturstufe, die aber anscheinend recht gutmütig sind. Ihre Schönheit pflegen die Zwerge in der Weise zu heben, daß sie sich ihre Warte feuerrot färben.